

Brunonia Barry · Die Mondschwimmerin

*Ihr persönliches, unkorrigiertes
und unverkäufliches Leseexemplar.*

Missbrauch wird rechtlich verfolgt.

Voraussichtlicher Ladenpreis ca. € 19,95

Bitte keine Besprechungen

vor dem Erstverkaufstag 18. Mai 2009

Ausstattung und Papier entsprechen
nicht der Auflage.

Brunonia Barry

Die Mondschwimmerin
Roman

Deutsch von Elke Link

btb

Die amerikanische Ausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»The Lace Reader« bei William Morrow, New York.
Im Eigenverlag erschien »The Lace Reader«
2007 bei Flap Jacket Press, Marblehead, Massachusetts.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken
Premium* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2006 by Brunonia Barry

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas
Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009 by btb Verlag in der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München unter Verwendung von
Motiven von Corbis/Kurt Stier und gettyimages/Jan Stromme

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-75215-7

www.btb-verlag.de

Meinem wunderbaren Ehemann Gary
und den magischen roten Haaren
meiner Schwägerin Joanne gewidmet.

Erster Teil



Die Seherin richtet den Blick so lange unverwandt auf die Klöppelspitze, bis das Muster verschwimmt und das Gesicht der Fragenden völlig hinter dem Schleier verschwindet. Wenn ihr Tränen in die Augen steigen und ihre Geduld beinahe erschöpft ist, erhascht sie einen kurzen Blick auf etwas, das bislang verborgen war.

In diesem Augenblick entsteht langsam ein Bild ... in dem Raum zwischen dem, was wirklich ist, und dem, was nur eingebildet ist.

DAS SPITZENORAKEL – EINE ANLEITUNG

Kapitel 1

Ich heiße Towner Whitney. Nein, das ist nicht ganz richtig. Mein wirklicher Vorname lautet Sophya. Glauben Sie mir bloß kein Wort. Ich lge andauernd.

Weil ich nämlich verrückt bin... Das ist allerdings die Wahrheit.

Mein kleiner Bruder Beezer, ein weitaus freundlicherer Mensch als ich es bin, behauptet, das mit dem Verrücktsein sei genetisch bedingt. *Seit fünf Generationen haben wir Verrückte in der Familie*, sagt er, als wäre das eine besondere Auszeichnung, auf die er stolz sein kann. Aber er gibt auch zu, dass ich dabei wahrscheinlich ganz neue Höhen erreicht habe.

Bis ich daherkam, bezeichnete man in der Stadt Salem Leute wie die Familie Whitney wohlwollend als *schrullig*. Gehörte man zum alten Geldadel von Salem, hieß es niemals, man sei *verrückt*, selbst wenn das Geld längst weg war. Man konnte als *ungewöhnlich* gelten oder gar als *komischer Kauz*, aber das absolute Lieblingswort für so eine Befindlichkeit war zweifellos *schrullig*.

Die männlichen Whitneys waren über Generationen hinweg allesamt berühmt für ihre Schrullen: von den See- und Industriekapitnen bis hin zu meinem kleinen Bruder Bee-

zer, der sich in Wissenschaftlerkreisen mit seinen Artikeln über Teilchenphysik und die Stringtheorie einen Namen gemacht hat.

Unser Ururgroßvater schlug Kapital aus seiner Obsession für Damenfüße und machte eine steile Karriere als Industriekapitän in der florierenden Schuhindustrie von Lynn. Er gründete einen Betrieb, der über die Generationen bis zu meinem Großvater G. G. Whitney vererbt wurde. Unser Urururgroßvater, der es auch schon zum Kapitän gebracht hatte, hatte eine Schwäche für den Duft von Zimt, die manche als zwanghaft betrachteten. Er baute schließlich eine Gewürzhandelsflotte auf, die um die Erde segelte und Salem zu einem der reichsten Häfen der Neuen Welt machte.

Trotzdem würde jeder eingestehen, dass es die Frauen in der Familie Whitney waren, die das mit der Schrulligkeit immer wieder auf die Spitze getrieben haben. Meine Mutter May zum Beispiel ist ein lebender Widerspruch in sich. Als überzeugte Einsiedlerin hat sie (ihre Festnahmen ausgenommen) ihr Haus auf Yellow Dog Island seit zwanzig Jahren kaum verlassen. Trotzdem hat May es geschafft, die lange brachliegende Herstellung von Klöppelspitze wieder zu beleben und damit berühmt zu werden. Einen beträchtlichen Ruf erwarb sie sich dadurch, dass sie misshandelte Frauen und Kinder aufnahm und deren Leben eine Wende gab, indem sie die Frauen bei sich in der Spitzenklöppelei beschäftigte und die Kinder selbst unterrichtete. Dabei war sie eine Frau, die unter fürchterlicher Agoraphobie litt und eines ihrer eigenen Kinder in einem Anfall von Großzügigkeit ihrer unfruchtbaren Halbschwester Emma gab, weil, wie sie es damals ausdrückte, »eine Not bestand« und sie selbst außerdem gleich mit zweien gesegnet worden war.

Meine Großtante Eva, die mir mehr eine Mutter ist, als May es je war, ist genauso seltsam. Mit über achtzig Jahren führt Eva noch ihr eigenes Geschäft. Man kennt sie als Bostoner Brahmanin und als Hexe von Salem, obwohl sie in Wirklichkeit weder das eine noch das andere ist. Eigentlich ist Eva Unitarierin der alten Schule, mit einem Hang zum Transzendentalismus. Sie zitiert die Bibel in einem Atemzug mit Emerson und Thoreau. Aber seit ein paar Jahren drückt sich Eva nur noch mit Hilfe von Sprichwörtern und Redensarten aus, als könnte sie sich durch ausgediente Metaphern irgendwie von den unausweichlichen Folgen lossagen, die vorherzusagen sie bezahlt wird.

Eva betreibt seit fünfunddreißig Jahren einen Teesalon für Frauen und erteilt den wohlhabenden Kindern von der Küste nördlich Bostons erfolgreich Benimmunterricht. Wofür Eva jedoch in Erinnerung bleiben wird, ist ihre geradezu unheimliche Fähigkeit, in Spitze zu lesen. Aus aller Welt kommen Leute zu Eva, um sich von ihr weissagen zu lassen. Sie kann Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ziemlich gut deuten, einfach indem sie einem die Klöppelspitze vor das Gesicht hält und die Augen zukneift.

Auf die eine oder andere Weise können alle weiblichen Whitneys Spitzenorakel lesen. Meine Zwillingsschwester Lyndley behauptete zwar, sie könne das nicht, aber ich habe ihr nie geglaubt. Als wir es das letzte Mal versucht haben, hat sie in dem Muster dasselbe erkannt wie ich. Aufgrund dessen, was wir in dieser Nacht gesehen haben, traf sie Entscheidungen, die dann letztlich zu ihrem Tod führten. Als Lyndley starb, beschloss ich, Klöppelspitze nie mehr wieder auch nur anzusehen.

Das gehörte zu den wenigen Punkten, in denen Eva und ich uns jemals wirklich uneins waren. »Aber die Spitze hatte

doch nicht unrecht«, betonte sie stets. »Es war die Interpretation, die falsch war.« Ich weiß, sie will, dass ich mich besser fühle. Eva sagt nie etwas, um jemandem absichtlich wehzutun. Aber Lyndley und ich haben das Spitzenorakel in dieser Nacht auf die gleiche Weise interpretiert. Wir hätten vielleicht andere Entscheidungen treffen können, aber nichts, was Eva sagt, kann meine Schwester jemals wieder zurückbringen.

Nach Lyndleys Tod musste ich weg von Salem und landete schließlich in Kalifornien, weiter ging es nicht, sonst wäre ich ganz von der Landkarte verschwunden. Eva möchte gerne, dass ich wieder zurück nach Salem komme. Es sei zu meinem eigenen Besten, sagt sie. Aber ich kann mich einfach nicht dazu durchringen.

Erst vor kurzem, als ich meine Totaloperation hatte, hat mir Eva ihr Klöppelkissen geschickt, auf dem sie immer die Spitze fertigte. Es wurde ins Krankenhaus geliefert.

»Was ist das denn?«, fragte meine Krankenschwester und hielt es hoch. Sie betrachtete rätselnd die Klöppel und das Stück Spitze, das daran befestigt war. »Ist das eine Art Kissen?«

»Solche Kissen werden beim Spitzeklöppeln verwendet«, erklärte ich. »Damit macht man Ipswich-Spitze.«

Sie schaute mich verständnislos an. Ihr fehlten sichtlich die Worte. So eine Art Kissen hatte sie noch nie gesehen. Und was zum Teufel war Ipswich-Spitze?

»Drücken Sie es doch an Ihre Operationsnähte, wenn Sie husten oder niesen müssen«, sagte sie schließlich. »Dazu verwenden wir hier die Kissen.«

Ich tastete das Kissen ab, bis ich die Geheimtasche im Inneren gefunden hatte. Ich steckte die Finger hinein, suchte nach einem Zettel. Nichts.

Ich weiß, Eva hofft, dass ich wieder anfangen, Spitzenorakel zu erstellen. Sie glaubt, die Fähigkeit, Klöppelspitze lesen zu können, sei ein Gottesgeschenk, und wir müssten solche Gaben in Ehren halten.

Ich stelle mir vor, was sie mir auf einen Zettel geschrieben haben könnte: *Denn welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen* (Lukas 12:48). Diese Bibelstelle hat sie immer gerne zitiert als Beweis.

Ich kann Spitzenorakel lesen, und ich kann Gedanken lesen. Das tue ich aber meist nicht absichtlich, es passiert mir einfach manchmal. Meine Mutter kann beides, aber May ist im Laufe der Jahre zu einer praktisch denkenden Frau geworden, die der Meinung ist, es bringe nicht immer nur Vorteile zu wissen, was jemand denkt oder was ihm bevorsteht. Das ist wahrscheinlich der einzige Punkt, in dem sich meine Mutter und ich je einig waren.

Als ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, habe ich eine Kissenhülle abgezogen und mitgehen lassen. Sie war auf beiden Seiten mit dem Zeichen des Hollywood Presbyterian Medical Center markiert. Ich habe Evas Kissen hineingestopft, so dass die Fäden, die Spitze und die knochenartigen Klöppel nicht mehr zu sehen waren, die immer noch daran hingen und hin und her schwangen wie kleine Poe-Pendel.

Wenn es eine Zukunft für mich gab, und dessen war ich mir nicht ganz sicher, dann würde ich sie nicht riskieren, indem ich sie einem Spitzenorakel entnahm.

Jede Seherin wählt sich ein Stück Spitze aus. Es gehört ihr ein Leben lang. Das kann ein Muster sein, das über Generationen vererbt wurde, oder eine Spitze, die sich die Seherin ausgesucht hat, weil sie ihr gefällt und ihr vertraut ist. Viele Seherinnen bevorzugen handgeklöppelte Spitze, insbesondere aus dem alten Ipswich, oder die Spitze, die heute von den Frauen auf Yellow Dog Island hergestellt wird.

DAS SPITZENORAKEL – EINE ANLEITUNG

Kapitel 2

Als der Anruf kommt, träume ich gerade von Wasser. Nicht von den warmen Blau- und Grüntönen der kalifornischen Orte am Strand, wo ich jetzt wohne, sondern vom dunklen neuenglischen Atlantik meiner Jugend. In meinem Traum schwimme ich zum Mond. Mir erscheint das völlig plausibel, wie es in Träumen eben ist. Auf den Gedanken, dass es keine Verbindung zwischen dem Meer und dem Mond gibt, komme ich gar nicht.

Ich schwimme meine eigene Kombination: ein bisschen Brust, ein bisschen Paddeln, langsam und entschlossen, ein Rhythmus, der mir aus einem anderen Leben in Erinne-

rung ist. Die Bewegung ist pure Effizienz, nur Nase, Ohren und Augen ragen heraus, der Mund ist unter Wasser. Mit jeder Vorwärtsbewegung spült es mir kleine Salzwellen in den offenen Mund, die wieder zurückströmen, wenn ich langsamer werde; ein Spiegelbild des größeren Ozeans, der mich umgibt.

Ich schwimme lange. Am Hafen von Salem vorbei, durch die Dünung. Bis gar kein Land mehr in Sicht ist. Ich schwimme, bis das Meer ruhig und klar wird, zu still, um ein echter Ozean sein zu können. Das Licht des geträumten Vollmonds zeichnet deutlich einen Pfad auf das schwarze Wasser, einen Weg, dem ich folgen soll. Kein Laut ist zu hören, außer meinem eigenen Atem, der ruhig und gleichmäßig geht, während ich schwimme.

Früher war das einmal der Traum meiner Schwester. Jetzt ist es nur noch meiner.

Der Rhythmus der Bewegung weicht einem Rhythmus aus Tönen, als das Telefon klingelt, wieder und wieder. Es ist eines der wenigen Telefone, die noch richtig klingeln, und es war mit ein Grund, weshalb ich mich entschieden habe, dieses Haus hier zu hüten. So ein Telefon hätten wir auch auf unserer Insel haben können. Das ist das einzig Interessante an dem, was mir passiert ist. Ich werde darin bestärkt, meine eigene Geschichte neu zu schreiben. In der Geschichte, die ich schreibe, hat May ein Telefon.

Dr. Fukuhara, meine Therapeutin, ist Jungianerin. Sie glaubt an Symbole und an Schatten. Genau wie ich. Aber meine Therapie wird momentan nicht fortgeführt. *Wir stecken in einer Sackgasse*, so hat es Dr. Fukuhara ausgedrückt. Ich habe gelacht, als sie das sagte. Nicht, weil ich das lustig fand, sondern weil es genau so eine Redensart war, wie sie meine Tante Eva benutzt hätte.

Beim vierten Klingeln springt der Anrufbeantworter an. Auch dieses Gerät ist alt, nicht so alt wie das Telefon, aber eines, bei dem man ein bisschen mithören kann, bevor man sich entscheidet, ob man es der Mühe für wert befindet, wirklich mit einem echten Menschen zu sprechen.

Die Stimme meines Bruders klingt blechern und zu laut.

Ich strecke mich, um den Hörer abzunehmen. Die Nähte in mir, bei denen sich die Fäden noch nicht aufgelöst haben, ziehen.

»Was?«, sage ich.

»Tut mir leid, dass ich dich geweckt habe«, sagt Beezer.

Ich erinnere mich, wie ich am Abend zuvor auf dem Sofa eingeschlafen bin, zu müde, um aufzustehen, hypnotisiert von dem Duft des nachtblühenden Jasmin und den Klängen von Santana, der auf der anderen Seite des Hügels im Greek Theatre spielte.

»tschuldigung«, sagt er noch einmal. »Ich hätte ja nicht angerufen, aber ...«

»Aber May steckt schon wieder in Schwierigkeiten.« Das ist der einzige Grund, weshalb mich Beezer zurzeit anruft. Nach dem letzten Stand ist May inzwischen sechs Mal festgenommen worden, als sie versucht hat, Missbrauchsopfern zu helfen. Neulich hat mir mein Bruder erzählt, dass er die Nummer des örtlichen Kautionsbürgen in seinen Kurzwahlspeicher einprogrammiert hat.

»Es geht nicht um May«, sagt er.

Mir steckt ein Kloß im Hals.

»Es ist wegen Eva.«

Tot, denke ich. *O Gott, Eva ist tot*.

»Sie wird vermisst, Towner.«

Vermisst. Das Wort hat keine Bedeutung. *Vermisst* ist das letzte Wort, mit dem ich gerechnet habe.

Palmwedel schlagen gegen das offene Fenster. Schon jetzt ist es viel zu heiß. Ein klarer Santa-Ana-Himmel, Erdbebenwetter. Ich lange hoch, um das Fenster zuzuziehen. Die Katze kratzt mich am Bein, als sie durch den Spalt in Richtung Freiheit springt, gerade als das Fenster zufällt. Es erwischt nur noch ein paar Schwanzhaare, die letzte Spur dessen, was vor wenigen Augenblicken noch hier war und jetzt verschwunden ist, auf einmal. Die Katzenkratzer an meinem Bein bilden sofort rote Striemen.

»Towner?«

»Ja?«

»Ich finde, du solltest lieber heimkommen.«

»Ja«, sage ich, »ja, in Ordnung.«

Man nennt sie Ipswich-Spitze oder Klöppelspitze. Sie wird auf Polsterkissen hergestellt, die die Frauen auf dem Schoß haben. Die Kissen sind rund oder elliptisch und ähneln den Muffs, mit denen sich die viktorianischen Frauen die Hände warm hielten, wenn sie mit der Kutsche fuhren. Jede Frau näht sich ihr Kissen selbst, daher sind diese Kissen so einzigartig wie die Frauen. Im alten Ipswich wurden die Kissen aus Stoffresten zusammengenäht und mit Strandhafer ausgestopft.

DAS SPITZENORAKEL – EINE ANLEITUNG

Kapitel 3

In den *Salem News* steht bereits etwas über Evas Verschwinden. »Ältere Frau seit zehn Tagen vermisst« und »Seherin von Salem verschwindet«. Eva hat mir immer die Zeitung aus Salem geschickt. Ungefähr ab dem Zeitpunkt, als May begann, Schlagzeilen zu machen. Eine Weile habe ich sie sogar gelesen. Die Zusammenstöße meiner Mutter mit der Polizei wegen ihrer Methoden, misshandelte Frauen zu retten, wurden berühmt und steigerten die Auflage. Aber irgendwann wollte ich die Zeitungen nicht mehr lesen und

habe sie einfach im Umschlag auf der Veranda liegen lassen, bis es meiner Vermieterin gereicht hat. Sie hat sie zur Altpapiersammelstelle nach Santa Monica gebracht, und im Winter hat sie sie fest zusammengerollt und wie Brennholz in ihrem Kamin verfeuert.

Die Zeitung spekuliert, dass Eva irgendwo umherirrt. Eine Frau vom Seniorenrat sagt in einem Interview, man solle alle älteren Einwohner von Salem mit Erkennungsmarken versehen. Eine interessante Vorstellung – Polizisten mit Ohrmarken und Betäubungsgewehren treiben die alten Leute zusammen. Als sie merkt, dass sie mit ihrem Vorschlag zu weit gegangen ist, fährt die Frau fort: »So etwas kommt ständig vor. Salem ist eine kleine Stadt. Sie kann gar nicht weit kommen.«

Eines steht fest: Die Frau kennt meine Tante nicht.

Die Fähre aus Boston entlässt mich auf die Derby Street, ein paar Straßen entfernt vom Haus mit den sieben Giebeln, in dem Hawthornes Cousine aufwuchs. Ich wurde nach Nathaniel Hawthornes Frau Sophia Peabody benannt, allerdings wird der Name anders buchstabiert; meiner schreibt sich Sophya. Ich wuchs in dem Glauben auf, Ms. Peabody wäre eine entfernte Verwandte gewesen, aber von Eva habe ich erfahren, dass wir überhaupt nicht mit den Peabodys verwandt sind, sondern dass May Sophia einfach interessant fand und sie sozusagen mit Beschlag belegt hat. (Sie sehen also, wo das mit dem Lügen in unserer Familie herkommt.) Aber als ich mich dann darüber hätte ärgern können, haben May und ich sowieso kaum mehr miteinander gesprochen. Ich war längst bei Tante Eva eingezogen. Ich nannte mich mittlerweile Towner und reagierte nur auf diesen Namen. Das war also gar kein so großes Ding.

Ich laufe lange. Das Östrogenpflaster am Arm juckt. Ich habe einen Ausschlag davon, aber ich weiß nicht, was ich dagegen tun kann, außer das verdammte Ding einfach abzureißen. Der Ausschlag kommt wahrscheinlich von der Hitze. Ich hatte vergessen, wie heiß es in Neuengland im Sommer werden kann und wie feucht. Vor mir sind Herden von Touristen. Auf dem Parkplatz vom Haus der sieben Giebel stauen sich die Busse und verstopfen die Seitenstraßen. Die Leute gehen in Gruppen herum, schießen Fotos und stopfen Souvenirs in Tüten, die schon viel zu voll sind.

Hinter jeder Ecke von Salem lauert ein Stück Geschichte. Direkt vor mir liegt das Zollhaus mit seinem goldenen Dach. Hier hat Hawthorne als Zollinspektor sein Geld verdient. Da er in seinen Büchern die Einheimischen zum Thema machte und ihre Geheimnisse preisgab, schrieb sich Hawthorne sozusagen seinen Weg aus der Stadt hinaus und floh Richtung Westen nach Concord, bevor sich die Stadtbewohner an ihren geschickten Umgang mit Teer und Federn erinnern konnten. Dennoch feiern sie Hawthorne heute als Sohn dieser Stadt. So wie sie inzwischen die Hexen feiern, die es damals zur Zeit der Hexenprozesse gar nicht gab, die hier heute aber in großer Zahl aus dem Boden sprießen.

Ein Jugendlicher tritt auf mich zu und fragt, wo es zum Stadtpark geht. Eigentlich sind sie zu dritt, zwei Mädchen und ein Junge. Alle schwarz gekleidet. *Goths*, denke ich zuerst, aber nein, es sind bestimmt junge Hexen. Was sie schließlich verrät, ist das BLESSED BE-T-Shirt, das eines der Mädchen trägt.

»Ihr müsst einfach nur dem gelben Ziegelsteinweg folgen«, sage ich. Eigentlich ist es eine Führungslinie, die auf die Straße gemalt wurde, und sie ist rot und nicht gelb, aber

sie verstehen, was ich meine. Ein Mann mit einem monströsen Frankensteinkopf kommt vorbei und verteilt Flyer. Ich bin versucht, nach dem Scriptgirl zu rufen, aber das ist kein Filmset hier. Ein Streifenwagen bremst ab, der Polizist wirft einen Blick auf die Jugendlichen, dann auf mich. Der Junge entdeckt das Hexenlogo auf dem Polizeiwagen und reckt den Daumen in die Höhe. Frankenstein überreicht jedem von uns einen Prospekt von Freaky Tours und niest in seinen großen Hohlkopf. »Universal Tours für den kleinen Geldbeutel«, nennt Beezer das hier. Von meinem Bruder habe ich gehört, dass Salem versucht, sein Image als Hexenstadt loszuwerden. Letztes Jahr hat er mir erzählt, dass sie eine Verfügung erlassen wollten, mit der die Anzahl der Spukhäuser begrenzt werden soll, die innerhalb eines Baublocks errichtet werden. So wie es aussieht, ging die Verfügung nicht durch.

Das zweite Mädchen, das kleinere der beiden, zieht sich mit der Hand langsam den Kopf zur Seite, bis es knackst. Sie hat ein keltisches Knotentattoo im Genick, ihre Haare sind viel zu dunkel für die bleiche Haut. »Komm, gehen wir«, sagt sie zu dem Jungen, packt ihn am Arm und führt ihn weg von mir. »Danke«, sagt er. Unsere Blicke treffen sich, er wirft mir ein rasches Lächeln zu. Da tritt sie zwischen uns, dreht ihn in weitem Bogen wie ein großes Schiff, das sie auf Kurs halten will. Ich folge ihnen, denn Evas Haus liegt in derselben Richtung, aber ich lasse einen sicheren Abstand, damit sie nicht denkt, ich wäre hinter ihm her.

Bis zum Stadtpark ist es ein ganzes Stück zu gehen. Bevor ich die Menschen sehe, höre ich schon die Musik – es sind New-Age-Klänge. Beinahe könnten wir wieder in Woodstock sein, außer dass fast alle schwarz gekleidet sind. Ich überlege, was wir wohl für einen Feiertag haben, wel-

cher heidnische Festtag hier begangen wird. Ich zähle nach und komme darauf, dass es irgendeine Sommersonnwendgeschichte ist, allerdings eine Woche zu spät. Das Leben in L.A. hat mich die Jahreszeiten vergessen lassen. Hier ist die Ankunft des Sommers für jeden ein Grund zu feiern, ob Heide oder nicht.

Der Stadtpark von Salem mit seinen gewaltigen Eichen und Ahornbäumen und dem gusseisernen gotischen Zaun löst eine alte Erinnerung aus meiner Schulzeit bei mir aus. Früher, irgendwann nach den Hexen, aber vor der Revolution, gab es unter dem Stadtpark Tunnel. Wahrscheinlich versteckten die Kaufleute darin ihre verschifften Waren vor den englischen Steuereintreibern; zumindest lautet so die Theorie. Nachdem schließlich der Krieg um die Unabhängigkeit ausgebrochen war, wurden die Tunnel von den Freibeutern genutzt, die eigentlich nichts anderes als Piraten waren, sie hatten lediglich die Erlaubnis der Regierung. Nicht die Erlaubnis von England – es waren die britischen Schiffe, die sie raubten –, sondern die Erlaubnis der neuen Regierung. Ich habe gehört, sie hätten dort auch Munition versteckt und Salpeter. Als wir klein waren, haben Beezer und ich immer nach den Tunneln gesucht, aber Eva hat uns gesagt, sie wären alle wiederaufgefüllt worden.

Beim Hawthorne Hotel biege ich um die Ecke und sehe die schwache blaue Flamme der alten, verglasten Popcornmaschine, die an der Ecke gegenüber dem Hotel steht, seit meine Mutter ein kleines Mädchen war. Dort stoße ich auch auf einen provisorischen Stand, an dem Zauberstäbe und Kristalle verkauft werden, aber der ist neu. Auf der anderen Straßenseite steht die imposante Statue von Roger Conant, der die Stadt, die dann Salem werden sollte, gründete, nachdem sein ursprüngliches Vorhaben auf Cape Ann

gescheitert war. Das erinnert mich an eine Redensart, die Eva mindestens zehn Mal die Woche gebraucht hat: *Es gibt keine Zufälle*. Und dann folgte unweigerlich: *Alles hat einen Grund*.

Überall sind Polizisten: Sie fahren mit Fahrrädern, reden mit den Leuten, fragen nach Genehmigungen für Lagerfeuer. »Das dürfen Sie hier nicht«, höre ich einen von ihnen sagen. »Wenn Sie ein offenes Feuer machen wollen, dann müssen Sie rauf zum Gallows Hill oder an den Strand.«

Ich gehe über die Straße. Ich öffne das Tor zu Evas Haus. Von ihrem Garten her riecht es nach Blumen, Pfingstrosen. Hunderte blühen nun dort, Baumpfingstrosen, deren Blätter und Stiele jeden Winter absterben. Eva hat ihren Garten gut in Schuss. Früher hat sie mir immer einen Schlüssel in eine Pfingstrosenblüte gelegt, wenn sie wusste, dass ich kam. Oder in eine Taglilie, wenn es schon später im Jahr war und die Pfingstrosen nicht mehr blühten. Das hatte ich vergessen. Aber jetzt gibt es zu viele Blumen. Ich würde hier niemals einen Schlüssel finden, und diesmal hat sie mir natürlich auch keinen hingelegt, weil sie mich nicht erwartet hat.

Das Backsteinhaus ist viel größer, als ich es in Erinnerung habe. Viel imposanter und älter. Hohe Kamine neigen sich im Wind. An der Rückseite, abseits von den Menschenmengen im Stadtpark von Salem, steht der Wagenschuppen, der über die Winterveranda mit dem Haupthaus verbunden ist. Der Wagenschuppen ist nicht ganz so gut erhalten wie das Haupthaus – wahrscheinlich, weil er dem Wetter ausgesetzt ist oder weil sich niemand darum gekümmert hat. Es scheint, als würde er sich an die Veranda anlehnen, die sichtlich altersschwach ist und unter dem Gewicht einsinkt. Trotzdem funkeln die Fenster mit dem gewellten al-



Brunonia Barry

Die Mondschwimmerin

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-75215-7

btb

Erscheinungstermin: Mai 2009

Ein fesselnder Frauenroman vor der atemberaubenden Kulisse Neuenglands

Eine Familie, die über die Vergangenheit schweigt. Ein Geheimnis, das alles überschattet. Und eine junge Frau, die sich endlich befreien will ...

Nur widerwillig kehrt die junge Towner Whitney nach fünfzehn Jahren in ihre Heimatstadt Salem, Neuengland, zurück. Towners geliebte Großtante Eva, der man hellseherische Fähigkeiten nachsagt, wird vermisst, und ein paar Tage später entdeckt man an der Küste ihre Leiche. Viele in Salem, allen voran die Frauen des Whitney-Clans und Detective Rafferty, haben ihre Zweifel, ob Eva eines natürlichen Todes gestorben ist. In der Tat steht dieser Todesfall nur am Anfang einer Reihe unheilvoller Geschehnisse. Und schon bald muss sich Towner längst verdrängten Tragödien stellen: Wie kam damals ihre geliebte Zwillingsschwester wirklich ums Leben? Weshalb hat sich ihre Mutter vor vielen Jahren auf eine einsame Insel vor Salem zurückgezogen? Erst nach und nach gelingt es Towner, die Bruchstücke ihrer Erinnerungen zusammensetzen und die sorgsam gehüteten Familiengeheimnisse aufzudecken – und am Ende ist nichts mehr, wie es einmal war. »Die Mondschwimmerin« ist ein Buch über starke Frauen, über das Erinnern, über Lügen und Halbwahrheiten. Brunonia Barry erzählt von seelischen Abgründen – und natürlich von der Liebe.